

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 4 (1910)
Heft: 11

Artikel: Neue Wege in der Dienstbotenfrage : Referat für die Generalversammlung des Bundes schweizerischer Frauenvereine in Chur, Oktober 1910, von E. Zehnder, St. Gallen
Autor: Zehnder, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-132280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Religion gegenüber ist. So redet man nur von einer Macht, der man noch eine große Zukunft zuerkennt, und die niemals durch Surrogate ersetzt werden kann. Ja noch mehr, zur objektiven Anerkennung gesellt sich ein subjektiver Drang nach dem Besitze des Lebens und der Kraft, welche allein die Religion zu verleihen vermag. Einzelne Stellen klingen wie ein Lied der Sehnsucht nach der einzigen Macht, die den Menschen in den geheimnisvollen und schwierigen Konflikten des Daseins erhält. Die „Wie herrlich weit haben wirs doch gebracht-Stimmung,“ die sich vor nicht gar langer Zeit in Frankreich in so widerwärtiger Weise breit machte und jetzt noch keineswegs verschwunden ist, nimmt sich wie ein Fremdling im Kreis der Antworten aus. Frankreich, das wir etwas einseitig als das klassische Land des Gegensatzes zwischen der klerikalen und der antiklerikalen Orthodoxie, als das „rote und schwarze“ Frankreich ansehen, redet durch einige seiner größten Vertreter, Laien und Geistliche, eine Sprache, an die wir von dorthier nicht gewöhnt sind.*)

Die Bedeutung dieses ersten Punktes wird erst durch eine andere Tatsache richtig beleuchtet. Die Anerkennung des Wertes der Religion für die Menschheit und den Einzelnen, die Abkehr von einer rein rationellen Kultur des Wissens und technischen Könnens ist nicht als Zeichen der Schwäche und Dekadenz aufzufassen. Dies wäre der Fall, wenn die Antworten ein mattes „Zurück“ zu veralteten Lebensformen enthielten. Statt dessen nehmen wir einen jugendfrischen Drang nach vorwärts wahr, der bei aller Anerkennung der Schwierigkeit und des Ernstes der modernen Lage ohne Kleinmut und Verzagtheit in die Zukunft schaut. So ist das Ergebnis dieser Umfrage ein kräftiges Zeugnis für das Wiederaufleben nicht nur des Interesses an den religiösen Fragen, sondern des religiösen Dranges selber. Ob man nicht sogar darin ein Zeichen erblicken darf, daß die Nacht schon vorgerückt ist und der Tag zu grauen beginnt?

J. Matthieu.

Neue Wege in der Dienstbotenfrage.

Referat für die Generalversammlung des Bundes schweizerischer Frauenvereine in Chur, Oktober 1910, von E. Zehnder, St. Gallen.

Die Dienstbotenfrage ist eines derjenigen Probleme, über die man privatim und öffentlich sehr viel redet und debattiert, ohne daß ernstliche Schritte zu tun versucht werden, um ihren schwierigen Seiten beizukommen und sie zu überwinden. Wir sollten aber endlich zu der Erkenntnis gelangen, daß zur Lösung der Frage etwas getan

*) Sogar ein Philosoph wie Fouillée, der sich keineswegs durch Tiefe und Originalität des Denkens auszeichnet, bekämpft unter deutlichem Hinweis auf die „prachtvolle Gebärde“ Vivianis all die modernen Dichtlöcher kleinen und großen Stils.

werden sollte und zwar auf neuen Wegen, wenn die alten nicht mehr viel zu taugen scheinen. Die Hauptfrage ist wohl: Was können wir tun zur Hebung des Mißverhältnisses zwischen Nachfrage und Angebot? In wie hohem Maße dies Mißverhältnis existiert, erfahren vor allem größere Haushaltungen und kinderreiche Familien, also gerade diejenigen Frauen, welche einer Stütze am meisten bedürfen. Dieses Mißverhältnis ist ferner Schuld daran, daß die gesunde stimulierende Konkurrenz zwischen den Vertreterinnen des Dienstbotenstandes durch die zu starke Nachfrage ausgeschaltet wird, so daß den Hausfrauen wohl eine Nachlese, aber keine Auslese mehr möglich ist, welche doch sonst geübt werden kann in geschätzten Arbeitsbranchen.

Woher diese Flucht vor dem Dienstbotenberuf? Sie entspringt dem mehr oder weniger klaren Empfinden unserer Mädchen aus dem Volke, daß sie in diesem Berufe unter Ausnahmehedingungen arbeiten müssen, die heutigen Tages keiner einzigen erwerbenden Klasse mehr zugemutet werden, als den Dienstboten.

Als größte und stärkste Ausnahmehedingung glauben wir bezeichnen zu bedürfen: den für alle Dienstbotenverhältnisse geltenden absoluten Zwang zur ununterbrochenen häuslichen Gemeinschaft, obschon in den meisten Fällen kein tieferes seelisches oder geistiges Band die beiden Interessenten verknüpft. Es scheint uns dies die eigentliche Quelle all der kleinen und größern Ungemütlichkeiten des Dienstverhältnisses für beide Teile, also für die Arbeitgeberin, wie für die Arbeitnehmerin zu sein. Bedenken wir, daß in den Städten die häuslichen Gemeinschaften kleiner und enger geworden sind und sich in wenigen und engen Räumen abspielen. Soviel als möglich gehen selbst einander nahestehende Familienglieder den Konsequenzen dieser Tatsachen aus dem Wege. Die ältern Kinder trennen sich von den Eltern, Geschwister lösen sich von einander, Schwieger- und Großeltern suchen ihre eigene Häuslichkeit und ziehen die nicht immer leicht zu ertragende Einsamkeit den Gefahren des zu engen Zusammenlebens vor. In den immer komplizierter werdenden Verhältnissen vertragen sich die Individualitäten viel weniger, als in frühern Zeiten harmlosere und gegenseitig anspruchlosere Menschen es wohl getan haben mögen. In solche Verhältnisse passen auch unsere Dienstboten viel weniger hinein, als in die frühern größern, die ganze Familie umspannenden häuslichen Gemeinschaften, welche in Haus und Hof, Feld und Garten viel freien Spielraum boten, so daß man sich weniger auf die Füße trat in leiblichen und geistigen Dingen. Es ist unsern Dienstboten sehr oft nicht so recht wohl in diesen engen Verhältnissen, unter dem steten Auge der Herrschaft, in Räumen, denen sie täglich all ihre Kraft und Sorgfalt zuwenden müssen, ohne ein bescheidenes Recht auf sie zu haben, in denen sie doch nirgends einen ruhigen Winkel, eine gemütliche Ecke, einen warmen behaglichen Lieblingsplatz ihr eigen nennen können. Ohne selbst recht zu wissen, wieso und warum, tritt der frühere Dienstbote in die Fabrik oder ins Ge-

schäft ein, gründet sich eine mehr als bescheidene Häuslichkeit und findet darin offenbar doch, was ihm fehlte, sein Recht auf Lebensgüter, die stets hohe Ideale für jeden einzelnen Menschen, für Frau und Mann, bleiben werden. Es sind dies die Unabhängigkeit, das Selbstverfügungsrecht und die Selbstverantwortlichkeit, die Rechte eines körperlich reifen und geistig normalen Menschen.

Als zweiten Uebelstand, der das Dienstverhältnis zu einem solchen macht, welches sich unter Ausnahmehedingungen abspielt, ist die unregelte und stark ausgedehnte Arbeitszeit zu bezeichnen, welche mit dem Zehn- und Elfstundentag gar wenig gemein hat, vom Achtfundentag ganz zu schweigen. Es ist psychologisch so sehr leicht nachzufühlen, daß unsere auch endlich erwachenden Frauen und Mädchen von den Zeitideen ebenfalls berührt werden und daß sie anfangen, sich zu fragen, warum denn gerade sie, der sogenannte schwächere Teil der Menschheit, von den so hochgepriesenen Segnungen der Arbeitsverkürzung auch so gar nichts zu spüren bekommen sollen? Und wenn man einen Arbeitstag doch reichlich belegen und ausfüllen will und muß, wie viel leichter fällt dies, wenn wir es aus freien Stücken, sozusagen auf eigene Rechnung und Gefahr tun können, als auf das Geheiß einer Herrin! — Die Hausarbeit bietet nun aber besondere Schwierigkeiten für die Regelung der Arbeitszeit. So ist es am Abend schwer, einen frühen Rükenschluß zu erlangen, wenn nicht manches liegen bleiben soll. Da gibt es nur einen billigen Ausgleich zu andern Berufsarten, den freien Nachmittag jede Woche und zwar ohne Vorschriften über dessen Verwendung, der aber noch lange nicht als berechtigte Forderung der Dienenden angesehen wird. Auch der Sonntag muß unbedingt als Ruhetag für die Dienenden gelten, und wenn die Hausfrauen ihren guten Willen und ihren Scharfsinn mehr als bisher an dieses Problem wenden, so werden sie mit dem Prinzip des Vorarbeitens resp. Vorkochens am Samstag und mit Hilfe von Kochkisten u. für sich und die Dienstboten in ganz anderm Maße, als es bislang noch an den meisten Orten der Fall ist, dem Sonntag den Stempel eines Ruhetages, einer Dase mitten im Werktagsmühen geben können.

Was vor 25 Jahren schon den englischen Hausfrauen möglich war, das sollte von unsern sonst fast zu praktischen Schweizer Hausfrauen auch erreicht werden können.

Wenn wir so zu gunsten der Arbeitsverkürzung für die Dienstboten eintreten, so gilt es, von vornherein dem Einwand der Hausfrauen zu begegnen, daß sie selbst eben so lange oder noch länger arbeiten müsse, als ihre Magd. Diejenigen, welche so sprechen, würden kaum für einen Tausch zu haben sein, der sie wohl am besten von der Fadenscheinigkeit ihrer Gegengründe überzeugen könnte. Denn die Hausfrau erlaubt sich denn doch hunderterlei, das man einer Magd nie gestatten würde. Kommt ein lieber Besuch, so setzt sie sich stundenlang hin und erholt sich an Leib und Seele in freundschaftlichem Gespräche; oder ist sie stark ermüdet, so wechselt sie die Arbeit

oder gönnt sich völlige Ruhe. Verspürt sie ein Bedürfnis nach frischer Luft an einem schönen Tage, so schiebt sie die Arbeit ein wenig und gönnt sich einen Ausgang u. s. w.

Dazu tritt das ethische Moment! Die Hausfrau wird durch ihre Arbeit der Mittelpunkt der Familie; in gesunden und kranken Tagen ist sie geborgen in der Liebe ihrer Angehörigen, welche noch über den Tod hinaus geht.

Wie leer und nichtig ist also ihre Behauptung, daß sie sich nicht besser stelle als ihre Magd, um mit diesem Argument das Gespenst des freien Nachmittags und anderer humaner Vergünstigungen als ungeheuerliche moderne Forderungen zurückzuweisen. Jede Hausfrau muß aber wissen, daß die leibliche und geistige Gesundheit ihrer Untergebenen, der künftigen Mütter des Volkes, ein ihr anvertrautes Gut ist, welches sie vor körperlichen und seelischen Schädigungen zu bewahren hat. In kleinem Rahmen kann so von jeder Hausfrau die Wohlfahrt des Landes und der künftigen Generation gefördert werden.

Wenn das preussische statistische Landesamt in einer kürzlich herausgegebenen Publikation bekannt gibt, daß die im „häuslichen Dienste“ Stehenden am meisten von Tuberkulose bedroht werden, so wirft dies ein seltsames Licht auf die gesundheitliche Seite des Dienstbotenberufes, der stets als so sehr zuträglich gepriesen wird. Soviel wir wissen, spricht auch die Statistik unserer Spitäler keine dem Dienstbotenberufe sehr günstige Sprache. — Die lange Arbeitszeit, der Mangel an Bewegung in frischer Luft und Arbeitsverhältnisse, welche im allgemeinen sehr viele Pflichten und wenig körperliche und seelische Erholung aufweisen, sind unzweifelhaft Schuld daran.

Der dritte Hauptpunkt, welcher die Ausnahmestellung der Dienstboten kennzeichnet, ist die geringe gesellschaftliche Einschätzung derselben, welche trotz aller gegenteiligen Behauptungen vorhanden ist und die allerdings ihre Ursache darin hat, daß die wenigsten Dienstboten einen gewissen primären Bildungsgrad überschreiten, und zwar aus guten Gründen, da ihnen ja fast jegliche Bildungsmöglichkeiten verschlossen sind. Die paar Näh- und Flickurse, welche ihnen die Herrschaft etwa aus Freundlichkeit gestattet, sind nicht ernstlich in Betracht zu ziehen. Wie sehr verschieden man die Dienstboten einschätzt im Unterschied zu andern Berufskategorien, zeigt sich nicht zum mindesten in der Art und Weise, wie die Hausfrauen und andere Kreise sich auflehnen gegen den Gedanken einer Organisation der Dienstboten, oder der Bildung eines Dienstboten-Vereins. Und doch wissen wir Alle, daß ein Zusammenschluß von Berufsgenossen in unsern Tagen das allergewöhnlichste Ereignis der Welt ist. — Nur die Dienstboten sollen sich dies ja nicht einfallen lassen! Stehen denn nicht gerade sie isoliert da und wissen nie recht, wo sie eigentlich hin gehören? Haben nicht gerade sie einen Sammelort nötig, eine Vereinigung, in deren Schoß sie ihre materiellen, geistigen und gemüthlichen Interessen pflegen können? Hat man jemals von einer Magd gehört, welche einen Gesangverein

befucht? Und doch kann sich jede jüngere oder ältere Tochter diese Erholung gönnen, wenn sie es wünscht und nicht gerade Magd ist. — Das Lied von dem „bischen Freude“, das unser Schweizer Dichter gesungen hat, sollte es nicht für Alle gelten in unserer menschlichen Gesellschaft? Jeder organisierte Zusammenschluß bringt ein bischen Anregung, ein bischen mehr Kenntniß von der Welt und ihrem Ringen, ein bischen Freude obendrein. — Das gesellschaftliche Vergnügen aber, welches unsern Dienstboten einzig offen steht, ist faktisch der Tanzboden, und dann wundern wir uns noch, wenn dieser oft so gefährliche Ort den Mädchen begehrenswert erscheint und sie betört? Wahrlich, es läßt sich vieles psychologisch nachfühlen, wenn man nur einmal den guten Willen hat und lieber nachdenkt, anstatt zu richten; und — meist mit bittern harten Worten — über den Leichtsinn, die Vergnügungssucht und den schlechten Charakter der Dienstboten zu schelten.

Wenn wir Frauen sie so einschätzen und gesellschaftlich ausschließen, so ist es ferner leicht begreiflich, daß die Mägde so willig den andern Anschluß begrüßen, der ihnen immer offen steht, den Anschluß ans andere Geschlecht, sei's dann ein „Hans“ oder ein „Kunz“. — Die Heiratsmöglichkeiten der weiblichen Dienstboten werden so oft hervorgehoben zur Empfehlung dieses Berufes, gerade in gemeinnützigen Blättern. Ist es nicht angezeigt, etwas vorsichtiger damit zu sein? Geben nicht unsere Dienstboten im allgemeinen etwas wenig darauf Acht, wen und wie sie heiraten, und bezeigen dadurch einen nur zu offensichtlichen Mangel an geschulter Intelligenz, Einsicht und gefestigtem Charakter?

Die Dienstboten, welche unter Ausnahmeständen leben müssen, welche sie erniedrigen, verlieren dadurch leicht ihre Selbstachtung, wie ihren feinem moralischen Halt und erliegen in ihrem Berufe gerne den an sie herantretenden Versuchungen zur Unehrllichkeit, Schwachsucht, zur Pflichtvernachlässigung und anderem mehr. So ist es in der Statistik von Deutschland nachgewiesen, daß der so viel empfohlene Dienstbotenstand das weitaus größte Kontingent von verloren gehenden Frauen liefert. Wir müssen solchen Tatsachen fest ins Auge schauen, wenn wir uns ernstlich, aus unserm Gewissen heraus mit der Dienstbotenfrage befassen wollen.

Wir glauben mit dem Gesagten die drei Hauptpunkte berührt zu haben, welche den Dienstbotenstand gleichsam kennzeichnen als minderwertige Berufskategorie trotz aller schönen Reden und der Ermahnungen von allen Seiten, wieder dazu zurückzukehren. (Die Zeitererscheinungen stehen übrigens im Zeichen des Rades, das sich vorwärts bewegt, so auch die Dienstbotenfrage. Von einem „Zurück“ haben wir nichts zu hoffen.)

Wir wollen es unterlassen, anders als in ein paar Worten anzudeuten, welche Uebelstände sonst noch vielfach existieren, wie die Hausfrauen so oft nicht begreifen wollen, daß eine unausgesezt körperlich arbeitende Person Ersatznährstoffe in größern Quantitäten nötig hat, als eine Dame, daß zwischen dem weiblichen und dem männlichen Arbeiter

in dieser Hinsicht kaum ein Unterschied besteht. Wenn eine Waschfrau, die seit Jahren in einem vornehmen Herrschaftshaus ihren Dienst versieht und sehr früh antreten muß, zum Frühstück Kaffee und Brot erhält, oder wenn ein junges, noch im Wachstum begriffenes Mädchen von Morgens 7 Uhr bis 1 Uhr mittags nichts in den Magen bekommt in dem Hause einer Dame, die an eine einzige Toilette Hunderte von Franken wendet, so sind dies geradezu verabscheuenswerte Praktiken von Frauen gegenüber Geschlechtsgenossinnen, Praktiken, welche sie sich einem männlichen Arbeiter gegenüber nie erlauben würden.

Wir wollen auch nur flüchtig darauf hindeuten, wie die Schlafräume der Diensthöten so oft ansachtbar sind, oft mit kleinen schief liegenden Fensterchen, welche in Schneegegenden vielleicht mehrere Tage oder wochenlang gar nicht geöffnet werden können. Küchen-Nebenzimmer mit indirekter Lüftung und Belichtung, Treppenhäuseräume und andere unhygienische Winkel beeinträchtigen den Frohmuth, die Gesundheit der Dienenden, jene Gesundheit, welche ihr einziges Gut ist. Was aber erst in der Saison, in der Zeit der Fremdenindustrie, in dieser Beziehung am Dienstpersonal gesündigt wird, ruft nachgerade zum öffentlichen Aufsehen! Eine amtliche Inspektion der Kuchhäuser zur gegebenen Zeit würde manches zu tun finden.

Werfen wir auch nur einen flüchtigen Blick hinein in alle jene — im Winter seit der Einführung des Gaskochherdes noch dazu kalten — Küchen, wo an ungeordnetem Tisch eine Magd — hastig, gierig gleichgültig, trübselig — ihre oft auch noch kalt gewordene Mahlzeit verzehrt, einsam und ausgestoßen aus der Tafelrunde, jedem bildenden Wort und Einfluß entzogen, der Sympathie und Geselligkeit entbehrend, welche wir Alle gerade beim Essen suchen, da dies den Menschen unterscheidet von der Kreatur. — Und alles dies fügen Frauen den Frauen zu, in Gedankenlosigkeit meist, in schwachgeistiger Arroganz vielfach, wohl noch unter Berufung auf die von Gott gewollte Weltordnung, nach welcher es eben solche Unterschiede im Lobe der Menschen geben muß, speziell im Lobe der Frauen. — Man sage nicht, daß auf eine kleine Sache zu viel Wert gelegt werde und daß die Mägde ja lieber in der Küche essen zc. — Es ist ein schlimmes Zeichen und zwar für beide, Herrschaft und Diensthöte, wenn letzterer wirklich eine so unwürdige Behandlung vorzieht; denn es braucht eben auch Takt und Güte, um ihn am Tische heimisch zu machen, und das gesunde Ehrgefühl des Diensthöten darf noch nicht verloren gegangen sein. An allen bessergesinnten Frauen ist es aber, die Gewissen aufzurütteln und wenn möglich, bessere Verhältnisse herbeizuführen.

Wir werden dies tun, sobald wir begreifen, daß die genannten, nicht auf Vollständigkeit Anspruch machenden Uebelstände, besonders aber die drei erstausgeführten, Schuld sind an der Flucht vor dem Diensthötenberufe. Und doch stehen unsere jungen Mädchen in viel größerer Zahl im Erwerbsleben drin, als ehemals; wenn trotzdem der Diensthötenstand schwächer besetzt ist, als früher, so zeigt dies, daß

lohnendere und dankbarere Arbeitsgelegenheiten vorhanden sein müssen, und darüber können wir Frauen uns ja nur freuen.

Da es aber nicht allen Hausfrauen, noch viel weniger den Geschäfts- und Berufsfrauen, möglich ist, ihren Haushalt allein zu besorgen, da auch unsere bürgerlichen Mütter geschützt sein sollten vor Ueberarbeitung und Ueberspannung ihrer Nervenkräfte, da es anderseits nötig ist, Frauen mit hervorragenden Fähigkeiten an den Platz zu stellen, der ihnen am meisten angemessen ist und von dem aus sie Gutes und Schönes wirken können für die ganze Menschheitsfamilie, so ist es mehr als angezeigt, nach Wegen zu forschen, welche imstande sind, den engern häuslichen Arbeiten wieder tüchtige, willige und zufriedene dienende Geister zuzuführen.

Wie können wir nun den drei Hauptübelständen, wie sie gezeichnet worden sind, entgegentreten! Gibt es wirklich neue Wege? Wir wagen es, dies zu bejahen.

Die erste Voraussetzung ist, daß wir mit der Anschauung brechen, Dienstbotenverhältnisse seien nur unter Aufrechterhaltung der häuslichen Gemeinschaft möglich.

Bereits existieren Ausnahmeformen von dieser Regel der häuslichen Gemeinschaft, die aber eher Männern zu gute kommen. In Italien — wohl auch anderswo — ist es nichts Außergewöhnliches, wenn Koch oder Kammerdiener mit ihren Familien leben und morgens ihre Arbeit antreten. Unsere Näherinnen, Schneiderinnen, Wäscherinnen, Krankenpflegerinnen arbeiten unter ähnlichen Bedingungen. Die Krankenpflegerin ist zudem meist organisiert und genießt als Glied einer großen Gemeinschaft eine geachtete Vorzugsstellung. — Warum aber sollen diejenigen, welche die Gesunden pflegen, weniger gut sich stellen, als diejenigen, welche Kranke pflegen? Wir wagen es darum, für die Dienstboten einen ähnlichen Weg vorzuschlagen, wie er sich für die Gewinnung von tüchtigen Krankenpflegerinnen als der einzig richtige ausgewiesen hat.

Denken wir uns Mütterhäuser für Dienstboten, Anstalten, die wir am liebsten „Institute für Hauswirtschaft“ nennen möchten, da sie auch sonst eine Zentralstelle für das Hauswirtschaftliche sein sollten. Stoßen wir uns nicht an dem Ausdruck „Institut“, als zu großartig; eine Zeit, welche Dienstmännerinstitute, rote Radlerinstitute und andere kennt, darf die Bezeichnung auch für die Hauswirtschaft in Anspruch nehmen.

In diesen Instituten für Hauswirtschaft, mit einem Internat, fänden junge Mädchen in größerer Anzahl ihre praktische Ausbildung; im Gegensatz zu unsern Haushaltungsschulen würden ihnen die häuslichen Fertigkeiten nicht neben einander, sondern kurzweise nach einander beigebracht im Interesse der gründlichen, methodischen Uebung, bis die letzten Wochen die eigentliche Form des Hausdienstes mit sich brächten. Nach wohlbestandener unentgeltlicher Lehrzeit von einem Jahr und absolvierter Prüfung wären diese unterdessen herangereiften

jungen Mädchen die häuslichen Arbeitskräfte, welche, ohne vom Institut sich zu lösen, Tag für Tag ihrem Berufe nachgehen würden, um am Abend wieder in ihr Mutterhaus zurückzukehren, wo sie in gesunden Räumen unter Ihresgleichen ihre Frei- und Sonntagsstunden zubringen könnten, stets unter dem Einflusse eines gebildeten, geordneten Hauses stehend, in welchem alles zu ihrem Wohle bestimmt ist, und durch welches sie zu Anstand, Diskretion und Pflichttreue angehalten werden.

Selbstverständlich könnten nicht alle Dienstboten unter diese Norm gestellt werden; wenn die Herrschaft und der Dienstbote gut zusammen passen und die gebotene private Schlafgelegenheit hygienisch einwandfrei ist, stünde der Umwandlung eines externen Dienstboten in einen internen nichts im Wege; aber immer stände er im Schutze und unter der Kontrolle des Institutes, welches seine Arbeitsbedingungen festsetzt, seine Arbeitszeit regliert, seine Lohnansprüche fixiert, ihm eine geachtete gesellschaftliche Stellung verschafft, in Wiederholungskursen für seine Weiterbildung besorgt ist und im Fall von Krankheit und Alter mit seinen Hilfskräften für ihn eintritt.

Eine solche Verordnung böte sehr viele Vorteile; eine häusliche Kraft könnte entweder ständig oder vorübergehend, für einzelne Ganz- oder Halbtage, oder für Stundendienst engagiert werden unter Anwendung von drei verschieden hohen Tarifsätzen für einfache, mittlere und gute Verhältnisse. Herrschaften, denen es besser paßt, ihre Dienstboten oder besser „Haushälterinnen“ (eine veränderte Bezeichnung wäre empfehlenswert) nicht bei sich am Tische zu haben, könnten die Mahlzeiten ablösen gegen mäßige Entschädigung ans Institut u. c.

Die Dienstboten würden so eine ganz andere Klasse Leute bilden, da sie gute Lebensformen, gewissenhafte Arbeit und durchgebildete Kenntnisse in ihrem Fach aufzuweisen hätten. Den Hausfrauen wäre doppelt geholfen, einerseits durch Vermehrung der zur Verfügung stehenden Kräfte und andererseits durch bessere Qualität derselben. — Daß die bis jetzt bestehende Klasse von Dienstboten deswegen ganz verschwände, ist nicht zu befürchten. Nur soll die starre, alte Form, welche ihrem Zwecke nicht mehr voll genügt, gesprengt werden, um reichere Möglichkeitsformen zu schaffen, eine Tendenz, welche die Gegenwart in allen und jeglichen Gebieten zu fördern suchen muß.

Dem Lande selbst erwachsen aus der Institution der organisierten Dienstboten eine große Anzahl wackerer Hausfrauen. Denn daß ein solches „Institut für Hauswirtschaft“ auf zahlreiche Schülerinnen rechnen könnte, ist soviel wie sicher. Es gäbe wohl auch immer genügend Platz für Nachschub, da die älteren Reihen sich stets lichten würden durch den Uebertritt in interne Verhältnisse, durch Heirat oder sonstige Veränderungen.

Das Institut für Hauswirtschaft hätte aber noch andere Aufgaben zu erfüllen. Was wir brauchten, wäre eine mit ihm verknüpfte Versuchsstation für Ernährungsstudien, ferner eine permanente Aus-

stellung von Haushaltungsartikeln, Maschinen, von Nahrungsmitteln, Kochbüchern und anderer Literatur, eine Ausstellung, wo junge und ältere Hausfrauen, Anfängerinnen und bereits Geübte, Belehrung, Anregung und Rat holen und ihre eigenen Erfahrungen zum Besten geben könnten. Man möge aus diesen Vorschlägen ersehen, wie wir das Haushalten zu einer Art Wissenschaft erhoben sehen möchten, der öffentliche und private Kräfte dienen. Die Hausfrauen selbst dürften endlich aus ihrer Isolation heraustreten und als kräftiger Hausfrauenverband Stellung nehmen zu den Problemen, welche ihre Tätigkeit in Haus und Familie berühren. Das Los der heutigen Hausfrau ist kein leichtes und auch ihr wäre es zu gönnen, wenn mehr als bisher auch etwelche Erleichterung der Lasten für sie abfiel. Praktisch eingerichtete Wohnungen sind, neben einem guten Dienstbotenstand, besonders anzustreben, und es ist schwer verständlich, daß Architekten sowie Gemeindebehörden, welche die moderne kommunale Wohnungspolitik auf ihr Arbeitsprogramm gesetzt haben, ohne Zuzug von verständigen Frauen arbeiten, so daß die eigentlichen Interessentinnen gänzlich ausgeschaltet werden. Ein Hausfrauenverband fände große Aufgaben. Wie viel schwere Arbeit könnte den Dienstboten erspart werden, wenn die organisierten Hausfrauen z. B. einen Druck ausübten zu gunsten der Linoleumböden. Lebte man früher zu viel für die Beine, indem das Strumpfsticken als eine der obersten häuslichen Pflichten galt, so ist nun das Ideal noch tiefer gesunken bei manch einer Hausfrau, welche nur für ihre Böden zu leben scheint. Und es ist durchaus glaubhaft, wenn nach den Versicherungen von Stellenvermittlungsbureaux über dem Bodensee, die Mädchen nicht mehr in die Schweiz herein kommen wollen, weil sie sich die Gesundheit verderben bei dem übertriebenen Kultus unserer Böden.

Unsere speziellen städtischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß auch die Wäsche vom engern Haushaltungsbetrieb abgelöst werden sollte. In großen kommunalen Waschanstalten, welche der Hausfrauenverband anstrengen sollte, könnte die nach Gewicht berechnete Hauswäsche ohne wesentlich größere Kosten dem Großbetrieb übergeben werden, und in Plätheanstalten von der Hausfrau selbst Wäsche in zwei Stunden gebügelt werden, die sonst zehn bis zwölf Stunden braucht. Die größern deutschen Städte kennen bereits solche Einrichtungen. Nicht nur die Dienstboten fänden dabei Erleichterung, sondern die Hausfrauen selbst, welche ihrer konservativen Hauswirtschafterei ohne Schaden etwas Abbruch tun dürften, um dafür ihren Pflichten als Mutter und Erzieherin und ihrer Stellung als dem sittlich und intellektuell gebildeten Mittelpunkt der Familie etwas mehr Rechnung zu tragen.

Rationelle häusliche Einrichtungen, Vereinfachung des Haushaltungsbetriebes und die obengezeichneten neuen Wege in der Dienstbotenfrage sind aber nur möglich, wenn die Hausfrauen aus ihrer Selbstbeschränkung und Passivität heraustreten, sich ebenfalls organisieren und ihre Interessen vertreten vor den Behörden unter An-

spruchnahme der öffentlichen Mittel. Ihre Interessen und diejenigen der Dienstboten decken sich übrigens so stark, daß, wenn der eine Teil sich hilft, auch dem andern geholfen ist.

Darum ist die Dienstbotenfrage ebenso gut eine Hausfrauenfrage, und mit gutem Willen werden beide Lager sich vereinigen können zur Anbahnung von gesunden Fortschritten in ihrem eigensten Arbeitsgebiet. „Miteinander“ nicht „gegeneinander“ ist die beste Devise in der Diskussion über die Dienstbotenfrage und das Gefühl der Verantwortlichkeit, welches die von einem freundlichen Geschick mit einem „größern Pfunde“ bedachte Frau für ihre wirtschaftlich schwächere Mitschwester auf sich nimmt, ist das einzige Licht, welches in all' die Schwierigkeiten des Dienstbotenhaltens erhellend und erwärmend zugleich hineinzuscheinen vermag.

G. Behnder.

Ein philosophisches Buch.*)

Wir haben eine im großen und ganzen genommen unphilosophische Periode hinter uns. Die Philosophie erschien der Masse, auch der sogenannten gebildeten, als eine Art Luxusbeschäftigung für müßige oder träumerische Köpfe, wenn nicht gar als eine un gefährliche Narrheit. Höchstens zu einem bißchen Schopenhauer oder Nietzsche reichte es noch da und dort oder auch zu einer respektvollen Verneigung vor dem Schatten Kants; aber nur sehr selten zu einer richtigen philosophischen Schulung oder gar zu philosophischer Leidenschaft. Die Männer der exakten Wissenschaft befürchteten von philosophischem Denken eine Störung ihrer soliden Arbeit durch Hirngepinnste oder willkürliche Spekulationen, während die Theologen durch die an sich sehr notwendige und heilsame Tendenz, die Religion von der Philosophie zu scheiden, von dieser ferngehalten wurden. Es war die Zeit der Technik und der durch sie ermöglichten Erzeugung und Aufhäufung von ökonomischem, wissenschaftlichem und anderem kulturellen Material. Man wollte statt der Begriffe Realitäten, statt einer chimärischen Geistigkeit die soliden materiellen Wahrheiten und Güter; man war stolz auf seine Objektivität, d. h. auf die Verleugnung alles dessen, was dem persönlichen Leben eigentümlich und wertvoll ist, sobald es sich um die Weltanschauung handelte, und erachtete es als Gewinn, die Welt in eine Allmaschine verwandelt zu haben.

Auch diese Wendung des Geisteslebens, dieser Realismus und Materialismus, haben ihr Recht gehabt. Aber sie konnte nur ein

*) Wissenschaft und Philosophie. Ihr Wesen und ihr Verhältnis, I. B.: Wissenschaft. Von Dr. P. Häberlin, Basel. Rober, C. F. Spittlers Nachfolger 1910.